

Tagung, zu einem frustrierten „Warum ist Berlin nicht überall?“ hinreißen ließ. In anderen Regionen sieht es nämlich ganz anders aus: Die jahrelang als Vorzeigeprojekt der Denkmalpflege gehandelte Bergarbeitersiedlung „Bieblacher Hang“ in Gera, die geradezu prototypisch die verschiedenen städtebaulichen Konzepte der DDR zeigt, steht wegen des massiven Bevölkerungsschwunds vor schier unlösbaren Problemen. Und in der thüringischen Provinz werden leerstehende Industriehallen „gerettet“, indem man ihnen riesige Photovoltaik-Anlagen aufs Dach stellt („die Pachtverträge der PV-Anlagen laufen über 25 Jahre, solange sind die Bauten auch geschützt“) und dabei in Kauf nimmt, dass bei der Montage die grazilen, oft nur 25 Millimeter dünnen Deckenelemente durchlöchert werden wie Schweizer Käse. In Dresden finden Totalumbau (z.B. des Kulturpalasts) und Abriss (aktueller Kandidat: Neue Mensa) stets von heftigen, letztendlich jedoch meist erfolglosen Diskussionen begleitet statt. An anderen Orten verschwinden die Bauten der DDR-Zeit sang- und klanglos.

Unbequem, aber nicht uninteressant

Mittlerweile sind weitere Baugattungen in den Blick der Denkmalpfleger geraten. Während sich stillgelegte Zechen im Ruhrgebiet längst als schützenswertes kulturelles Erbe etabliert haben, verschwinden die Überbleibsel der abgewickelten ostdeutschen Industrie in rasantem Tempo. Die früheren LPGs werden reihenweise abgerissen, obwohl bestimmte Getreide-, Raps- oder Gärfuttersilo-Anlagen jahrzehntelang das Bild ganzer Landstriche prägten. Aber gerade bei derart markanten Objekten, die sich kaum bestandsverträglich umnutzen lassen, stehen die für eine Unterschutzstellung Verantwortlichen vor einer schwierigen Entscheidung. Das Fazit der Veranstaltung war entsprechend ambivalent: Ja, Teile des baulichen DDR-Erbes sind denkmalwürdig („unbequem, aber nicht uninteressant“). Doch angesichts der vielen bereits erfolgten Verunstaltungen und Abrisse wurden auch Zweifel laut, ob es überhaupt noch gelingen kann, eine repräsentative Auswahl der wichtigsten Objekte zu treffen – und diese auch zu erhalten.



Robert-Rössle-Klinik Berlin-Buch, Forschungsgebäude, Aufnahme 2011, bis heute erhalten
Foto: Martin Maleschka



Blick in die Müther-Ausstellung. Rechts im Bild die Rettungsstation in Binz Foto: Thomas Fütterer

AUSSTELLUNG

Der Schalenbaumeister | Ulrich Müther-Retrospektive in der Stuttgarter Weißenhofgalerie

Wer nicht ausgewiesener Schalenbau-Experte war, wusste bis in die späten 80er Jahre mit dem Namen Ulrich Müther wenig anzufangen. 1934 in Binz als Sohn eines Bauunternehmers geboren, erbte Müther – der sich später etwas kokett als „Landbaumeister aus Rügen“ bezeichnete – 1958 den väterlichen Betrieb. Das Bauingenieurstudium konnte er erst 1963 nach Umwegen über Zimmermannslehre und Fernstudium abschließen. 1972 wurde das Bauunternehmen verstaatlicht, 1990 an Müther zurückgegeben. In der Nachwendezeit hatte der Landbaumeister jedoch kaum eine Chance, seinen bevorzugten Bautypus Schale wirtschaftlich zu realisieren; 1999 meldete er Konkurs an. 2007 ist Müther gestorben.

Zu dieser Zeit war die Einzigartigkeit seiner rund sechzig Schalenbauten allerdings bekannt, sie begeisterte nicht nur die Fachwelt und rief die Denkmalschützer auf den Plan. In der lausigen Geschichte vom Abriss des „Ahornblatts“ (2000), das Müther 1970–73 mit Gerhard Lehmann und Rüdiger Plaethe gebaut hatte, kristallisierte sich einerseits die damalige krude Berliner Abkehr von allem heraus, was nicht zur Idee des Planwerks Innenstadt passte. Andererseits verhalf sie Müther zu fast populärer Bekanntheit. Der versierte Schalenbauer war in eine Reihe gerückt mit Felix Candela – den bewunderte er sehr –, Heinz Isler, Jörg Schlaich und Frei Otto. Die Gaststätte „Inselparadies“ in Baabe (1966), der Hyparschalen-Versuchsbau in Binz (1967), der „Teepott“ in Warnemünde (1968), das Restaurant „Ostseeperle“ in Glowe, das noch heute genutzte Bad in Baabe (1977), die Rettungsstation in den Dünen von Binz, die Konzertmuschel in Sassnitz: Sie gehören zum Schönsten, was im Schalenbau möglich ist.

Müthers Nachlass ging 2006 an die Hochschule Wismar. Matthias Ludwig, seit 2012 Leiter des Müther-Archivs, hat die Stuttgarter Ausstellung kuratiert. Fotos, Modelle, Film und Pläne sind schlüssig zusammengeführt, um Person und Werk in Erinnerung zu rufen und zu erklären. In fast romantischen Fotografien aus den 90er Jahren von Wilfried Dechau zeigt sich die Eleganz der Schalenformen, in ihrem ungepflegten Zustand geradezu überhöht von der Vergänglichkeit des Schönen. Studenten haben die Bilder mit aktuellen Aufnahmen ergänzt und Modelle der Müther-Schalen gebaut – besser gesagt: gedruckt. Hier erweist sich die neue Herstellungstechnik allerdings als kontraproduktiv, denn das Ein-drucksvollste einer Schalenkonstruktion, das unglaubliche dünne Flächentragwerk, verschwindet in plumpen Skulpturen mit schwarzen Klump-Füßen.

Für den Schwung sind Sie zuständig

Gezeigt wird außerdem ein Film von Margarete Fuchs, der 2003 den Dokumentarfilmpreis der Duisburger Filmwoche erhielt. Sein Titel: „Für den Schwung sind Sie zuständig.“ Ja, der faszinierende Schwung: Als Merkmal konstruktiver Schaleneleganz ist er in den letzten Jahren vom Unbeholfenen der verbeulten und verschachtelten Solitäre verdrängt worden, die aberwitzig aufwändig und materialverschlingend gebaut werden – man denke nur an das Porsche-Museum. Der Konstruktionstypus Schale taugt, auch das zeigt die Ausstellung, allerdings nicht für Raumprogramme und Verordnungen, denen er einfach nicht genügen kann. Müthers Schalen wünschen wir, dass sich verträgliche Nutzungen finden und dass sie haus- und energietechnisch nicht überfordert werden.
Ursula Baus

Ulrich Müther. In Beton gegossen | Architektur-galerie am Weißenhof, Am Weißenhof 30, 70191 Stuttgart | ► www.weissenhofgalerie.de | bis 6. April



GREENBUILDING
AWARD WINNER
2012

Derag Hotel “Campo dei Fiori”, München – Dezentrales System für die Heizung, Kühlung und legionellenfreie Trinkwassererwärmung

KLIMATECHNIK VON COLT

www.colt-info.de

